

FÜRST MEREN
BAND 1

LYNDA S. ROBINSON

DER FALKE
DES PHARAO



Weltbild

Ägypten im fünften Jahr der Herrschaft des jungen Tutanchamun:

In den heiligen Hallen des Gottes Anubis bereitet die Priesterschaft die Toten auf ihre Wiedergeburt vor. Umso entsetzter sind die Priester, dass offenbar an dieser geweihten Stätte ein Mord geschieht: Hormin, ein königlicher Schreiber, wurde ermordet.

Tutanchamun, der noch unerfahrene Pharao, beauftragt seinen Günstling und väterlichen Berater Meren mit den Ermittlungen. Der junge Herrscher muss befürchten, dass die Priester den Vorfall ausnutzen, um seine Macht zu untergraben. Was Meren herausfindet, lässt ihn schier verzweifeln: Zum einen hatte der ermordete Schreiber ein Heer von Feinden, zum anderen droht der Pharao das Opfer einer Verschwörung zu werden ...

»Fürst Meren«-Serie

Der Falke des Pharao

Der Spion des Pharao

Das Auge des Pharao

Das Herz des Pharao

Lynda S. Robinson

Der Falke des Pharaos

Historischer Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Nicole Terwort

Weltbild

Die Autorin

Lynda Robinson hat Anthropologie sowie Archäologie studiert und einige Zeit bei Ausgrabungen im Nahen Osten verbracht. Sie lebt in San Antonio, Texas.

Die amerikanische Originalausgabe von Der Falke des Pharao erschien unter dem Titel Murder in the Place of Anubis.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1994 by Lynda S. Robinson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1996 by Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin

Übersetzung: Aufbau Verlag GmbH & Co KG, Berlin 1996 (für die deutsche Übersetzung, deren Erstausgabe im Aufbau Taschenbuch Verlag erschien. Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-724-1

Die meisten Schriftsteller haben zumindest einen Menschen, der sie inspiriert, der sie anspornt und ihnen Unterstützung gewährt. Auch ich habe einen solchen Menschen, jemanden, der gemeinsam mit mir Risiken eingegangen ist, der mir bei den Kämpfen, die ich auszufechten hatte, zur Seite stand und der an mich glaubte. Mir fehlen die Worte, um meine Dankbarkeit und meine Liebe zum Ausdruck zu bringen. Wess Robinson, diese Widmung und alles, was ich schreibe, ist für Dich.

Kapitel 1

Im Jahre Fünf der Herrschaft des Pharaos Tutenchamun

Sieben Leichname konnten jetzt aus dem Natron herausgenommen werden, und Priester Raneb lag viel daran, dass seine Kundin als Erste bandagiert wurde. Der Witwer der Fürstin Shapu hatte Raneb ein Gefäß aus Bronze überreicht, um sicherzustellen, dass die Einbalsamierung seiner Frau reibungslos verlief. Raneb wusste, wie nachlässig die Bandagierer wurden, nachdem sie bereits den ganzen Tag die Toten mit harzgetränktem Leinen verbunden hatten. Fürstin Shapu sollte als Erste versorgt werden.

Raneb winkte seine Truppe aus Wasserträgern, Feuerheizern, Bandagierern und Quacksalbern zusammen und eilte dann einen Weg entlang, der von Bergen aus Natron gesäumt wurde, dem Salz, das zum Austrocknen eines Leichnams benutzt wurde. Weiter hinten bahnten sich Priester und Arbeiter ihren Weg zu den Hütten, in denen frische Leichname darauf warteten, in einer Lauge aus Natron und Wasser gereinigt zu werden.

Als Raneb das Trockenzelt betrat, las er zunächst eine Papyrusrolle, auf der die Namen der Toten, ebenso wie das Datum der rituellen Waschung und der Dehydrierung sowie der Name des für den betreffenden Leichnam zuständigen Priesterlesers vermerkt waren. Vor ihm stand eine doppelte Reihe von Einbalsamierungstischen aus Alabaster, auf denen sich das Natron türmte. Die Oberfläche eines jeden Tisches war nach innen gewölbt, damit sich die Körperflüssigkeit der Toten in Trichtern sammeln konnte, um anschließend in die steinernen Becken an den beiden Enden eines jeden Tisches abzufließen.

Raneb schritt den Mittelgang hinab, seine Assistenten im Schlepptau. Er murmelte vor sich hin.

»Thuya, Sohn des Penno, Fürstin Hathor.« Raneb hielt inne und sah sich ein Schildchen an, das an einem der Tische befestigt war.

»Prinz Seti.« Er schüttelte den Kopf und ging zum nächsten Tisch weiter. »Ah! Fürstin Shapu, Priesterin der ... Priesterin der ... Oh ja, Priesterin der Göttin Isis.«

Raneb rollte sein Papyrus zusammen und wandte sich an die hinter ihm stehenden Männer. Einer von ihnen gähnte.

»Schließ deinen Mund«, sagte Raneb. »Zeige Ehrfurcht vor der Arbeit des Anubis. Du siehst aus, als ob wir dich neben Fürstin Shapu ins Natron legen sollten.«

»Ich bitte um Verzeihung, Priesterleser Raneb.«

Raneb grunzte und deutete dann auf den Tisch mit Natron. »Das hier ist der Richtige.« Er zog eine weitere Papyrusrolle aus seinem Gürtel. »Nein, du Narr, fang nicht an zu schaufeln, bevor ich fertig bin. Lass mich zuerst das Gebet finden. Hier ist es ja.«

Raneb warf einem der Bandagierer, der unruhig mit den Füßen scharfte, einen scharfen Blick zu. Der Mann stand still und senkte den Blick zu Boden.

»Oh immerwährender Gott, der du gestorben und wiederauferstanden bist, Gott Osiris, Herrscher über das Reich der Toten ...«

Raneb nickte dem Bandagierer, der den Namen Pashed trug, zu, ohne die Liturgie zu unterbrechen. Der Mann trat an den Natrontisch heran. In seiner Hand hielt er eine

hölzerne Schaufel. Sie sank in die Kristalle und stieß sogleich auf einen festen Gegenstand. Raneb hob die Augenbrauen, setzte die Zeremonie jedoch fort. Er hätte schwören können, dass man die Fürstin Shapu viel tiefer vergraben hatte.

Pashed stieß sanft gegen das Hindernis, zuckte die Achseln und begann, das Natron von einem der Beine abzukratzen. Eine dicke, bleiche Wade wurde sichtbar. Pashed hielt inne, und Raneb vergaß, mit der Rezitation fortzufahren. Wenn ein Körper vierzig Tage in Natron gelegen hatte, so war er fast schwarz, die Arme und Beine waren so sehr geschrumpft, dass sie aussahen wie Brennholz.

Raneb ließ das Papyrus wieder zusammenrollen und gab einen Laut von sich, der wie der Schrei eines Schakals klang, den man seiner Beute beraubt hat. »Beim Leiden der Isis! Wer hat einen Fremden auf meiner Fürstin Shapu abgeladen? Du da, und du, steht hier nicht herum und haltet Maulaffen feil, schafft diesen Eindringling da heraus. Seine Säfte werden sich mit denen der Fürstin vermischen.«

Raneb begann, um den Natrontisch herumzuschreiten. »Ich bin all diese Fehler und diese Nachlässigkeit so leid. Der Hüter der Geheimnisse wird von diesem Vorgang erfahren.«

Pashed und seine Gefährten kletterten auf eine der Tischecken und begannen zu schaufeln. Ein Paar Füße wurden sichtbar. Etwas verfärbtes Natron rieselte davon herunter und gab den Anblick eines befleckten Gewandes frei. Pashed rümpfte die Nase, als er den Fäkaliengestank wahrnahm, der aufstieg, als man das Gewand lüftete. Neben Pashed stand der Heizer und war damit beschäftigt, Salzkristalle vom Kopf des Mannes zu entfernen. Mit einem Fluch auf den Lippen sprang er plötzlich rücklings vom Tisch herunter. Raneb warf ihm angesichts seiner akrobatischen Übungen einen finsternen Blick zu, aber der Heizer deutete mit zitternden Fingern auf den Kopf des Leichnams. Raneb trat näher heran.

Der Nacken des Eindringlings war mit einer dünnen Natronschicht bedeckt, und die feinen Falten, die seinen Hals durchzogen, zeugten davon, dass er mittleren Alters gewesen sein musste. Seine Kehle war so bleich wie der ganze Rest seines Körpers, und aus ihrem Fleisch ragte ein Einschneidemesser aus Obsidian.

Meren hörte einen Schrei. Ein Schmerz bohrte sich durch das Fleisch an seinem Handgelenk, schoss seinen Arm hinauf bis zu seinem Herzen, er saß aufrecht in seinem Bett und schnappte nach Luft. Das Blut pulsierte wie Kriegstrommeln in seinen Schläfen, während er die Hände in der Decke festkrallte und die dünnen Vorhänge anstarrte, die seine Bettstatt umgaben. Langsam zog er ein nacktes Bein an seine Brust und schlang die Arme darum.

Der Albtraum hatte ihn wieder eingeholt, zu einem Zeitpunkt, da er schon geglaubt hatte, dass sein Herz endlich von jenem Entsetzen befreit wäre. Vielleicht war es das Ka des toten Königs, das ihn nicht freigeben wollte. Im Geiste war er wieder in dieser Zelle, verwirrt und einsam, sein Magen krampfte sich vor Hunger zusammen, sein Rücken bestand nur noch aus Striemen von den Schlägen. Und all das, weil sein Vater sich geweigert hatte, die alten Götter Ägyptens gegen den einen Sonnengott des Pharaos einzutauschen.

»Nein.« Meren schloss fest die Augen, aber es war zu spät, um zu verhindern, dass die Erinnerungen in seine Gedanken eindringen.

Er war wieder in der Zelle, und sie waren gekommen, um ihn zu töten, aber das kümmerte ihn nicht mehr. Er war achtzehn Jahre alt, und er hieß den Tod willkommen, denn sie hatten seinen Körper zum Gefäß der Qual gemacht. Er würde sich Osiris in der Unterwelt anschließen. Meren lag bäuchlings auf dem erdigen Boden. Er war nackt, sein Rücken war überzogen mit verkrustetem Blut. So beobachtete er, wie sich ihm schmutzige Füße näherten, anhielten und sich neben seine Arme stellten. Er biss sich auf die Lippen, um ein Wimmern zu unterdrücken, als die Wachen ihn hochzogen. Er schwankte, und sie mussten ihn stützen, damit er stehen blieb. Sie zerrten ihn aus dieser Zelle hinaus in eine andere, in der Schatten an den Wänden tanzten, die durch das Licht der Fackeln verursacht wurden.

Eine kalte Hand berührte sein Gesicht und Meren öffnete die Augen. Echnaton starrte ihn aus seinen schwarzen fanatisch glühenden Augen an. Meren lächelte den König an, er war amüsiert, dass der Pharao es für angemessen hielt, ihm beim Sterben zuzusehen. Seine Position als Erbe einer der ältesten Adelsfamilien Ägyptens hatte dazu geführt, dass man ihn als einen der Ersten in den Kerker geworfen hatte, und nun würde sie ihm einen Tod in Anwesenheit eines lebenden Gottes bescheren.

»Ich sollte dich töten, wie ich deinen Vater getötet habe«, sprach der König. Seine kalte Hand spielte mit einer Locke von Merens Haar. »Aber Ay hat sich zu deinen Gunsten ausgesprochen. Er sagt, dass du noch jung genug bist, um dich die Wahrheit zu lehren. Meine göttliche Majestät glaubt nicht daran, aber der Eine Gott, mein Vater, befiehlt mir, unseren Kindern gegenüber Gnade walten zu lassen. Nicht wahr, Ay?«

»Ja, Göttlicher.«

Meren zwinkerte und wandte den Kopf. Ay hatte die ganze Zeit neben ihm gestanden. Meren öffnete die Augenlider weit und versuchte, seinen Mentor zu sehen. Ays schmales Gesicht verschwamm und wurde wieder scharf, und Meren hielt den Atem an. Ay fing seinen Blick auf und hielt ihm stand.

Der König sprach erneut. »Wir stellen unsere Frage nur ein einziges Mal, Fürst Meren. Erkennt Ihr Aton, meinen Vater, als den einzig wahren Gott an?«

Meren starrte seinem Mentor in die Augen und schüttelte unmerklich den Kopf. Ay verlangte von ihm, sein Ka der ewigen Verdammnis zu überantworten. Sein Vater war lieber gestorben, als seine unsterbliche Seele zu verlieren; konnte er sich mit weniger zufriedengeben? Aber Ay wünschte, dass er lebte. Meren konnte es in seinen Augen lesen. Und Meren, mochten die Götter ihm vergeben, wollte leben.

Meren öffnete seine aufgesprungenen Lippen und sagte mit einer Stimme, die vom Schreien heiser war: »Aton ist der einzige wahre Gott, wie Eure Majestät es sagten.«

Ay nickte ihm zu, aber die Bewegung war so leicht, dass Meren es sich genauso gut auch eingebildet haben konnte.

»Die Worte kommen Euch leicht über die Lippen«, sagte der König. »Aber mein Vater hat mir einen Weg gezeigt, Eurem Ka die Wahrheit abzufordern. Bringt ihn her zu mir.«

Die Wachen zerrten ihn hinter dem König her, weiter ins Zelleninnere hinein. Sie machten vor einem Mann halt, der hinter einer glühenden Kohlenpfanne kauerte. Merens

Gesichtsfeld füllte sich mit dem rot-weißen Glühen des Feuers. Bevor er noch protestieren konnte, wurde er rücklings auf den Boden geworfen. Diesmal konnte er den Schrei nicht unterdrücken, als sein geschundener Körper auf dem Boden aufkam. Ein schwerer, schwitzender Körper landete auf seiner Brust. Meren krümmte sich und versuchte den Wachmann abzuwerfen, aber dieser war zweimal so schwer wie er.

Sie drehten sein Gesicht der Kohlenpfanne zu. Daneben konnte er die feinen Falten des Gewandes, das der Pharao trug, sowie die Spitze einer goldenen Sandale erkennen. Er kämpfte gegen die Wachen an, um sie daran zu hindern, seinen rechten Arm auszustrecken. Ein Wachmann kniete auf seinem Oberarm, sodass dieser taub wurde. Der Mann hinter der Kohlenpfanne hob ein glühend heißes Brenneisen und näherte sich Meren.

Er konnte seinen Arm nicht sehen, weil der Wachmann darauf kniete. Er spürte, wie jemand mit einem feuchten Tuch sein Handgelenk abwischte, und sah, wie sich das Brenneisen hob. Es war die Sonnenscheibe, das Symbol des Aton, der Kreis mit den stockähnlichen Strahlen, die davon ausgingen und in stilisierten Händen mündeten. Die glühende Sonnenscheibe schwebte in der Luft und senkte sich geschwind herab, als der Wachmann das heiße Metall auf Merens Arm presste.

Nachdem das Brenneisen sein Handgelenk berührt hatte, dauerte es einen Augenblick, bis ihn der erste, heftige Schmerz traf. Während dieser kurzen Zeitspanne nahm Meren zum ersten Mal den Geruch brennenden Fleisches wahr. Dann schrie er. Mit ihm schrie sein versengtes Fleisch. Jeder Muskel hatte sich verkrampft, während der Wachmann das Brenneisen auf sein Handgelenk hielt. Als es weggenommen wurde, brach Meren am ganzen Körper der Schweiß aus. Er zitterte, als der Schmerz ihn von seinem Handgelenk ausgehend überrollte.

Er verlor kurz das Bewusstsein, und als er die Augen öffnete, waren die Männer, die ihn festgehalten hatten, verschwunden. Der, der ihn gebrandmarkt hatte, verteilte eine Salbe auf seinem verbrannten Fleisch. Der Schmerz ließ langsam nach. Hände hoben ihn hoch, damit er dem König ins Gesicht sah. Echnatons feurig schwarze Augen brannten sich in ihn hinein, wie kein Brenneisen es jemals vermocht hatte. Der Pharao nahm Merens Hand und drehte sie, um das verstümmelte Handgelenk zu entblößen, und studierte das karmesinrote Symbol seines Gottes. Dann legte er Merens Hand in Ays Hand.

»Er ist nun Euer. Aber denkt daran, meine göttliche Majestät wird wissen, wenn der Junge falsch spielt. Wenn er vom Pfad der Wahrheit abkommt, stirbt er.«

Stirbt er. Meren bedeckte seine Ohren, um die Stimme zu verbannen, an die er sich heute, nach sechzehn Jahren, immer noch erinnerte. Er wandte sich um, hob seine Beine und setzte seine Füße auf die kühlen Bodenfliesen. Als er stand, machte er drei Schritte, schob die duftigen Vorhänge, die sein Bett umgaben, beiseite, und stieg von dem Podium herunter. Das Mondlicht ergoss sich durch die geöffnete Tür ins Zimmer. Die Tür führte hinaus zu einem Teich, in dem sich das Mondlicht spiegelte. Meren ging in den Garten hinaus und kniete am Wasser nieder. Er tauchte die Hände hinein und benetzte sein Gesicht mit Wasser. Sein Blick fiel auf die weiße Narbe an seinem Handgelenk, und schnell drehte er den Arm so, dass er sie nicht mehr sehen konnte. Manchmal stach die alte Wunde ohne ersichtlichen Anlass, und er stand Qualen aus in dem Versuch, sie nicht

zu berühren. Er berührte sie niemals, nur dann, wenn er es musste.

Nachdem er in sein Gemach zurückgekehrt war, ging Meren direkt zu der Nische, in der sich eine Statue des Gottes Osiris befand. Er kniete nieder und sprach ein Gebet, in dem er den Gott bat, bei den anderen Göttern Fürsprache für ihn einzulegen. Nachdem er dies erledigt hatte, wandte er sich einem Kästchen zu, das mit Intarsien aus Türkisen und Elfenbein verziert war, nahm drei Lederbälle heraus und warf sie, einen nach dem anderen, in die Luft. Die Kugeln segelten auf und nieder. Der einzige Laut, den er hörte, war das sanfte Klopfen des Leders, das seine Handflächen berührte.

Er hatte magische Amulette ausprobiert, um die Dämonen der Träume abzuhalten. Er hatte sich von seinem Arzt einen Schlaftrunk geben lassen. Er hatte versucht, sich mithilfe einer Frau zur Erschöpfung zu treiben. Dann hatte ihm sein Sohn die Lederbälle gegeben und Meren hatte Frieden gefunden. Wenn er wollte, dass die Lederbälle in der Luft blieben, konnte er an nichts anderes denken.

Schneller und schneller warf er die Bälle in die Höhe, bis sein Inneres nur noch mit der Bewegung seiner Hände und dem Flug dieser kleinen Wurfgeschosse beschäftigt war. Nach und nach ging sein Atem langsamer und seine Nerven waren nicht länger zum Zerreißen gespannt.

Nachdem er seine Ruhe wiedergefunden hatte, hörte er außerhalb seines Zimmers das schnelle Trippeln nackter Füße auf dem Boden. Meren fing die Bälle auf und legte sie auf den Boden. Er verhielt sich ganz still und versuchte angestrengt zu erraten, aus welcher Richtung das Geräusch kam. Er bewegte sich vorsichtig auf die Öffnung zu, die in den Hof führte, und schlich sich um die Tür herum.

Im Schatten einer Palme entdeckte er eine schwarze Gestalt, die sich bückte und mit beiden Händen etwas aufhob. Meren lächelte, als der Eindringling sich aufrichtete und beinahe nach hinten taumelte. Den Honigtopf an seinen hervorstehenden Bauch gepresst, die Lippen vor lauter Konzentration auf seine Aufgabe geschürzt, tauchte der Sohn seines Sohnes eine Faust in den Behälter und stopfte sie dann in seinen Mund.

Meren rief sanft: »Remi«.

Remi hob den Kopf, erblickte Meren und grinste ihn mit verschmiertem Mund an. Meren lachte. Er schritt zu dem Kind hinüber, hob ihn hoch und nahm ihn auf den Schoß. Der Honigtopf stieß in seinen Magen und Remi schob ihn vor sein Gesicht. Meren rettete den Topf und drückte das Kind an sich.

»Gierige kleine Biene, du bist als Erster auf den Beinen, wie gewöhnlich.«

Remi hatte vergessen, dass der gesamte Haushalt noch still vor sich hin schlummerte und begann mit lauter Stimme vor sich hin zu plappern. »Ich will spielen. Und ich kann meinen Bogen und meine Pfeile nicht finden. Die Kinderfrau hat sie versteckt.«

»Still! Wenn du jetzt lieb bist, dann kannst du mir beim Jonglieren zusehen.«

Mit dem Jungen im Schlepptau kehrte Meren in sein Zimmer zurück. Beim Jonglieren war Remi das ideale Publikum. Fürst Meren, Freund des Königs, einer der Vertrauten und Spione des Pharaos, konnte seine Würde nicht in der Öffentlichkeit aufs Spiel setzen, indem er wie ein gewöhnlicher Gaukler Jonglierkunststückchen vorführte. Kysen hatte schon seit Langem die Geduld verloren, sich Merens Possen anzusehen, doch bei Kysens Sohn lag der Fall anders.

Meren setzte Remi mit seinem Honigtopf auf den Boden und nahm die Jonglierbälle wieder zur Hand. Während er sie von einer Hand in die andere warf, fiel das erste Morgenlicht in den Raum. Häufig – wenn die Sorge ihn plagte, welches Unheil die Hethiter den syrischen Vasallen des Pharao antun wollten, oder wenn er sich Gedanken machte, ob es sich bei dem Tod eines reichen babylonischen Kaufmanns um Unfall oder Mord handelte – schob er seine Sorgen beiseite und begann zu jonglieren; und meistens stellte er dann fest, dass er das Problem nun, da er seine Gedanken davon abgelenkt hatte, aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten vermochte.

Er brauchte die geistige Klarheit, die ihm das Spiel mit den Kugeln brachte; bald würde er sich waschen, ankleiden und sich in den Palast begeben, um dem Pharao einen Besuch abzustatten. Ein goldener Reif würde dann sein Handgelenk bedecken, um vor dem Angesicht des Königs das Mal zu verbergen, das Tutenchamuns Bruder dort angebracht hatte. Denn der König konnte den Anblick ebenso wenig ertragen wie Meren; es erinnerte an Irrsinn, an Bürgerkrieg und an Tod.

Der Honigtopf segelte auf ihn zu. Meren ließ einen Ball fallen und fing das Gefäß auf. Es hüpfte in seine Hand. Eine Kugel traf seinen Kopf. Eine weitere seinen Fuß, aber er hielt den Honigtopf fest. Der klebrige, braune Saft ergoss sich über seine Hand und rann durch seine Finger. Remi krächte und tänzelnd wich Meren einem Strom von Honig aus. Er brachte den Topf wieder ins Gleichgewicht, setzte ihn auf den Boden und wischte sich die Hände an seinem Gewand ab.

»Du kleiner Teufel, dafür musst du zahlen. Du wirst mit mir ein Bad nehmen.« Remi krabbelte auf die Füße und begann zu laufen. Meren fing ihn an der Tür wieder ein. »Ich hab dich. Wo ist deine Kinderfrau? Hast du sie in den Kleiderschrank gesperrt? Oder sie beim Vieh eingeschlossen?« Als Antwort erhielt er ein albernes Kichern.

Mit Remi auf dem Arm ging Meren auf den Hof hinaus und schritt auf die Frauengemächer zu. Während er das große Speisezimmer durchquerte, hörte er ein Klopfen an der Vordertür. Es war ziemlich laut, da es über das Speisezimmer, die Empfangshalle und den Vorhof zu ihm hinüberschallte. Die Dienerschaft rührte sich; eine Magd rannte herbei, um ihm Remi abzunehmen. Meren wollte gerade wieder in seine Gemächer eilen, um dort den Honig abzuwaschen, der an seinen Händen klebte, als der alte Mann, der ihm als Türsteher diente, hastig auf ihn zugeeilt kam.

Der Mann verbeugte sich und rieb die Hände an seinem Rock. »Vergebung, Euer Gnaden, Vergebung, Vergebung.«

Meren hielt inne und wartete geduldig. Es nützte nichts, wenn man mit dem alten Seti die Geduld verlor. Er reagierte nur panisch.

»Du weißt doch, dass ich niemanden empfangen, bevor ich nicht mit meinem Sohn und mit Remi gespeist habe.« Meren wandte sich ab.

»Verzeiht Euer Gnaden. Es ist ein Priester, einer der Einbalsamierer.« Seti machte ein Zeichen gegen das Böse und senkte seine Stimme. »Er braucht Hilfe, Euer Gnaden, denn ein Mord ist geschehen – im Tempel des Anubis.«

Meren streckte seine Hand aus und berührte das Falkenhalsband des Königs. Perlenschnüre aus Gold, Türkis und Malachit glitten in seine Handfläche und er trat mit

gesenkten Augen zurück. Der König stand da, die Arme am Körper, sein Blick war auf die Doppeltüren seines Ankleidezimmers gerichtet. Er presste seine Lippen so fest zusammen, dass man ihre Fülle kaum mehr wahrnahm. Eine Hand krampfte sich um den Gürtel, der seinen Rock hielt, und entspannte sich dann wieder.

Da der Pharao keinem die Erlaubnis erteilt hatte, zu sprechen, waren die lautesten Geräusche im Zimmer das Klicken des Goldes gegen die Steine und das Rascheln gefältelten Leinens. Meren nahm einen mit Gravuren verzierten Armreif aus einem Kasten und reichte ihn dem Wesier Ay. Der Arm des Königs schoss hervor, steif, die Hand zur Faust geballt. Ay befestigte den mit Scharnieren versehenen Reif. Der Arm schwang wieder hinunter. Im gleichen Augenblick zuckte ein Muskel am Kiefer des Pharao. Meren überreichte Ay einen weiteren passenden Armreif; er sah auf und blickte dem König ins Gesicht. Als er das tat, gab Tutenchamun nicht länger vor, die Tür zu betrachten und blickte ihn an. Meren blinzelte, und in diesem Augenblick ergoss sich das strahlende Lächeln des Königs über ihn.

»Fürst Meren hat die Erlaubnis zu meiner Hoheit zu sprechen«, sagte der König.

Meren versuchte, den Wesier nicht anzusehen. Indem er seinem Premierminister nicht gestattete zu sprechen, nahm er gewissermaßen Rache an dem Mann, der sein Pflegevater war. Das geschah Ay recht, da er einem Jungen, der erst vierzehn Jahre alt war, zu viele Pflichten aufbürdete. An diesem Morgen hatte Ay den Versuch des Königs, sich aus dem Palast zu stehlen und sein Boot auf dem Nil fahren zu lassen, vereitelt. Stattdessen hatte der Pharao den ganzen Morgen religiösen Zeremonien beigewohnt und dem erbärmlichen Geheul der Priester von Amun zugehört.

»Herr, mein König, was wünscht Ihr?«

Tutenchamun grinste Meren an, während er seine Hand ausstreckte, damit Ay einen Ring auf seinen Finger gleiten lassen konnte. »Ihr seid eines der Augen des Pharao. Was gibt es Neues zu berichten?«

»Nubische Banditen im Süden, Majestät. Und der Prinz, der mit den Leibeigenen des Fürst Soter geflüchtet ist, wurde überredet, diese zurückzugeben.«

»Prinz Hunefer würde die Nacht der Sterne berauben, wenn er könnte«, sagte Tutenchamun. Er drehte einen der Ringe an seiner Hand.

»Und ein Mord ist geschehen, Göttlicher.«

Der König wandte seinen Blick vom Ring ab und hob den Kopf. Er machte eine Handbewegung; Diener und Fürsten verschwanden durch die Doppeltür.

»Berichtet mir.«

Meren zögerte einen Herzschlag lang, ein Augenblick, den er brauchte, um seine eigenen Schuldgefühle zu unterdrücken. Er würde also wieder einmal den Befehl erhalten, einen Mord aufzuklären, obwohl er sich dieses Verbrechens doch selbst schon schuldig gemacht hatte. Es war belanglos, dass er nicht gewusst hatte, dass sie Echnaton ermorden wollten. Er hatte Verdacht geschöpft und hatte es trotzdem zugelassen, dass Ay ihn an die Grenze zum Libanon schickte. Und auch wenn sein eigenes Gewissen rein gewesen wäre, hätte er sich um den jungen König Sorgen gemacht. Man konnte nicht vorhersagen, ob diese Neuigkeit im Pharao den Knaben oder den sorgenvollen Monarchen wachrufen würde.

»Im Tempel des Anubis ist ein Mann gefunden worden«, sagte Meren. »Er wurde mit einem Einbalsamierungsmesser erstochen, in den Hals, und der Hüter der Geheimnisse des Anubis bittet mich um Hilfe.«

Die Augen des König weiteten sich. Er kniete mit einem Bein auf dem Sitz eines Ebenholzstuhles nieder und erschauerte. »Eine Entweihung der Einbalsamierungsstätte. Glaubt Ihr, dass die armen Seelen der Toten vor Furcht geflohen sind? Vielleicht haben sie Angst vor der Wiedergeburt bekommen.«

»Ich weiß es nicht, Majestät, aber dieses Böse geschah an einem heiligen Ort und betrifft Priester. Hier kann man nicht einfach die Verdächtigen verhaften und sie prügeln lassen in der Hoffnung, dass sich der Verbrecher unter ihnen befindet.«

»Nein«, sagte der König. »Es ist nicht klug, Priester prügeln zu lassen.«

Tutenchamun wandte sich um und kauerte sich in den Ebenholzstuhl. »Sie werden einen weiteren Mörder jagen, und ich werde stundenlang im Thronsaal sitzen und den Klagen der Gouverneure, Beamten, Priester und dieses Hethiters, dieser Kobra von einem Botschafter zuhören.«

Meren verneigte sich vor seinem König. Er registrierte den wehmütigen Gesichtsausdruck und die zusammengesunkenen Schultern. Einmal war Kysen eine ähnliche Bürde aufgeladen worden wie jetzt dem König, und Meren hatte Jahre gebraucht, um den Schaden, der seinem Adoptivsohn durch seinen leiblichen Vater zugefügt worden war, wiedergutzumachen. Er würde mit Ay sprechen, man musste dem König Zeit geben, ein Knabe zu sein statt eines göttlichen Herrschers.

»Ich habe meinen Sohn in den Tempel des Anubis gesandt, bevor ich den Pharao aufsuchte. Soll ich meinen Herrscher informieren, wenn ich Neuigkeiten über diese Schandtat habe?«

»Ja!« Der König sprang plötzlich auf. Fast hätte er den Stuhl dabei umgeworfen. »Ja, berichtet mir alles. Wenigstens kann ich Euch vertrauen und weiß, dass Ihr das Böse nicht vor mir verbergt oder Eure Angelegenheiten aufbauscht, um meine Gunst zu erlangen. Ihr müsst Euch beeilen. Die Angelegenheit mit dem Einbalsamierungsmesser ist wahrscheinlich die einzige interessante Geschichte des Tages.«

Meren sprang nun seinerseits erschrocken auf, als der Pharao seinen Arm ergriff und ihn zur Tür zog. Tutenchamun öffnete die Tür mit einem Schwung und versetzte Merens Schulter einen kleinen Stoß.

»Beeilt Euch. Ich erinnere mich an das, was Ihr mir sagtet: »Man muss den Ort, an dem das Unheil geschah, untersuchen, bevor der Geruch und die Spuren des Übels sich verlieren.« Beeilt Euch.«

Meren verließ die königlichen Gemächer. Die Tür schloss sich hinter ihm, und er blickte in die Gesichter der erstaunten Höflinge, die ihn ansahen, als sei er ein rotes Krokodil. Meren verbarg die Bestürzung, die von ihm Besitz ergriffen hatte, seit der Pharao ihn berührt hatte, verbarg sich hinter einer Säule und machte sich auf den Weg zu seinem Wagen. Eine Neuigkeit wie diese würde sich innerhalb einer Stunde im ganzen Hof verbreitet haben. Noch vor Anbruch der Nacht würde die Nachricht von diesem Gunstbeweis auf dem Weg nach Babylon, Tyre, Sidon und an die Höfe der syrischen Prinzen und des Königs der Hethiter sein.

Als er sich seinen Weg durch die Gruppen von Edelleuten, Staatsbeamten und Würdenträgern des Palastes bahnte, bewahrte Meren das, was er insgeheim als seine unsichtbare Maske bezeichnete. Da er viele Jahre an einem Hof verbracht hatte, an dem es tödlich sein konnte, der falschen Person zuzulächeln oder zum falschen Zeitpunkt die Augenbraue in die Höhe zu ziehen, war das Verbergen des wahren Gesichts seines Ka, seiner Seele, so natürlich wie das Tragen eines Rocks. Bevor der alte Pharao seinen Vater getötet hatte, war er so offen wie eine Lotosblüte gewesen. Am Tag, als die Wachen des Pharao seinen Vater verschleppten, verschloss sich diese Blüte zu einem festen Knoten und öffnete sich niemals wieder. Im Herzen dieses Knotens verbarg er die Narben, die der Tod seines Vaters, seine eigene Folter und Entwürdigung hinterlassen hatten. Und er verbarg dort die mutmaßliche Wahrheit über Echnatons Tod.

Es war mittlerweile leichter geworden, mit den Narben zu leben. Genau wie bei der Narbe, die von seiner Brandmarkung herrührte, waren die oberflächlichen Wunden längst abgeheilt. Nur gelegentlich, wie an diesem Morgen, wurde er von der Vergangenheit eingeholt. Wussten die Götter Bescheid und suchten ihn mit den Erinnerungen heim, um ihn vor zukünftigem Unheil zu warnen? Es war, als ob sie ihn mahnten, gerecht zu sein, um Ma'at zu finden, die einzige Wahrheit und die Harmonie des Lebens, durch die die Welt existierte. Aber war er überhaupt dazu in der Lage? Einmal hatte er das Wohl des Landes mit seinem eigenen Bedürfnis nach Rache verwechselt und es zugelassen, dass ein Mann starb.

Nein, das war nicht wahr. Andere hatten schon lange bevor Meren eine Verschwörung gegen Echnaton mutmaßte, beschlossen, dass der Irrsinn im Zweifachen Reich Ägyptens ein Ende haben musste. Wenn er versucht hätte, sie aufzuhalten, hätten sie ihn ebenfalls getötet. Für Ay war niemand wichtiger als das Wohl Ägyptens.

Meren schüttelte den Kopf in dem Versuch, sich von den widerstreitenden Prinzipien zu befreien. Das war ein alter Kampf. Manchmal stellte er sich vor, in der Unterwelt dem Jüngsten Gericht überantwortet zu sein und vor der ewigen Waage zu stehen, während die Götter sein Herz gegen die Feder der Wahrheit abwogen. Die Waagschalen würden vor- und zurückschaukeln. Sie würden heftig schwingen, bis die Schale, in der sein Herz lag, scheppernd zu Boden fallen würde. Sein Herz würde aufbrechen und Schwärme von Maden würden herauskriechen, und die Götter würden ihn dazu verdammen, von Monstern gefressen zu werden.

Meren, Du hast das Gehirn eines Stachelschweins. Bewusst wandte er seine Gedanken wieder dem Hof und dem König zu.

Um zu überleben, hatte er gelernt, unsichtbare Masken zu tragen, Fassaden, die er errichtet hatte, um sein jeweiliges Ziel zu erreichen. Das war eine Fähigkeit, die ihn sein Vater und der Wesier gelehrt hatten, und er versuchte, diese Fähigkeit auch an den König weiterzugeben. Denn ein vertrauensseliger, offenherziger Herrscher huldigte seiner eigenen Zerstörung.

Meren gestattete sich selbst einen kaum hörbaren Seufzer. Es würde nicht lang dauern, bis der König die Konsequenzen, die eine solch öffentliche Zurschaustellung seiner Gunst nach sich zog, erkennen würde. Meren wusste bereits, dass er in diesen kurzen Augenblicken etliche neue Feinde und falsche Freunde gewonnen hatte. Einer der

Vorfahren des Königs hatte einmal etwas über das Leben am Hof geschrieben. Er hatte seinem Sohn den Rat gegeben, keinem Bruder zu vertrauen und keine Freunde zu kennen, und wenn er sich zu einer Frau legte, sollte er auf sein Herz aufpassen. Meren hatte diesen Rat immer im Gedächtnis behalten, ebenso wie die Warnung, dass am Hofe des Pharao in Zeiten der Not sogar der König selbst keine Freunde besitzt.